

Zeitschrift: Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz
Herausgeber: Schweizerischer Verband für das Gehörlosenwesen
Band: 75 (1981)
Heft: 15-16

Rubrik: Aus der Welt der Gehörlosen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nachgelesen werden kann – nicht zu erklären.»

Am Forum in Davos «Behinderte mit uns» sagte der Präsident der «Pro Infirmis», Bundesrat Ernst Brugger:

«Wissen wir immer so genau, was für den anderen gut ist? Sollten wir nicht besser hinhören, um Schritt für Schritt den Weg zu finden, der sein Weg und nur sein Weg sein kann? Der Ruf nach mehr Selbständigkeit, mehr Gegenseitigkeit und Partnerschaft ist unüberhörbar. Wir sollten uns besser auf diese Lage einstellen, auch wenn dies manchmal unbequem ist. Aber auch viele Behinderte müssten sich aus ihrer Resignation lösen und jene Aktivitäten entfalten, die trotz Behinderung noch möglich sind. Ich weiss, nicht jeder kann das, denn es gibt Fäl-

le, wo die Behinderung so schwer ist, dass unmittelbare Hilfe und Pflege von aussen unabdingbar notwendig sind. Trotz dieser Einschränkung wage ich die Behauptung, dass die Fälle, wo eine Eigenleistung möglich ist, zahlreich sind. Ich bin deshalb davon überzeugt, dass wir das Bessere nur dann schaffen können, wenn der Wille zu einer eigenen Anstrengung auf beiden Seiten vorhanden ist.»

Zum Schluss

Wir sehen: Wir müssen einander die Hand reichen. Wir alle wollen Glieder in der Kette sein oder werden. Nichts steht still. Alles entwickelt sich weiter. Neues Gutes wollen wir an altes Gutes anketten. Getragen von gegenseitiger Liebe sind wir doch alle hoffende Menschen.

Die Häuser haben 2 bis 3 Eingänge. So kann jede Familie für sich sein. Die Kinder schlafen aber noch in den Kinderhäusern. Aber auch das soll geändert werden. Für die Kinder sollen an die Häuser einfach Zimmer angebaut werden. Zum Essen kommen alle in einem grossen Saal zusammen. Den Familien ist es freigestellt, ob sie dort mit den Kindern zusammen essen wollen oder dann im eigenen Heim. Zu essen gab es am Morgen und am Abend immer das gleiche: Milch, Kaffee, Brot, verschiedene Salate, Fische in Öl, Eier, Tomaten, Quark, Konfitüre und Margarine. Am Abend gab es dazu noch Suppe. Einmal in der Woche gab es eine Art Wurstauftschliff. Das Mittagessen war die einzige warme Mahlzeit. Es gab hier auch Teigwaren, Reis, Kartoffelstock, Salzkartoffeln, Pommes frites, Gemüse sowie einmal pro Woche Fleisch. Einmal in der Woche gab es Fisch, den man selbst entgräten musste. Das beste Essen gab es am jüdischen Sonntag, am Sabbat: Rindfleisch, Poulets oder Kalbfleisch. Dazu kam am Schluss ein Dessert: Früchte, Kuchen oder Glace. Der Sabbat beginnt am Freitagabend bei Sonnenuntergang und endet ebenfalls bei Sonnenuntergang am Samstagabend. So mussten wir also an unserem Sonntag arbeiten. Wir hatten die Sechstagewoche. Am Anfang war das für uns komisch. Am Sabbatabend gab es für unsere Gruppe Kuchen mit Tee und Kaffee. Am Abend wurde dann von den Einheimischen etwas organisiert, und wir durften mitmachen: Tanzabende, oder dann sass man am Lagerfeuer beisammen. Man briet Poulets, Würste, Äpfel oder Kartoffeln. Man machte sogar Spiegeleier. Da die Abende mild waren, konnten wir das bis Ende November machen. Da wurde dann Gitarre gespielt und gesungen. Wer gut englisch konnte, sang mit. Die andern hörten zu oder klatschten in die Hände. Als es dann im Dezember kälter wurde, veranstalteten wir die Partys in unserem Zimmer. Oft waren wir bis zu 20 Personen beisammen. Im Dezember kommt der grosse Regen, und da werden die Nächte sehr kalt. Wir bekamen zum Heizen einen gefährlichen Petrolofen. Mit einem solchen Ofen gab es einmal leider einen wüsten Unfall. Ein Mädchen aus Finnland verbrannte sich an beiden Oberschenkeln und die rechte Hand. Es musste in eine Spezialklinik nach Haifa gebracht werden. Manchmal gingen wir sogar angekleidet und im Schlafsack ins Bett. In unserem Kibbuz besasssen wir auch einen Aufenthaltsraum, der «Madorn» genannt wurde. Hier konnten wir verschiedene Spiele machen, Zeitungen lesen. Im Fernsehen kamen viele politische Programme, dann die Tagesschau und Spielfilme. Hier konnte man auch Tee, Kaffee und Gebäck haben, wenn man Lust hatte. Besonders interessant für uns war Weihnachten in der Fremde. Für die Israelis und Juden gibt es keine Weihnachtsfeier. Für sie ist anfangs Dezember das Chanukkafest, das Fest des Lichtes, wichtig. Das erinnert an die Zeit vor Christi Geburt. Es hat mit den Kriegen und Zerstörungen von Tempeln zu tun. Als man damals in Jerusalem einen Tempel zerstörte, fand man Öl in einer Mauer, das 8 Tage lang gebrannt haben soll. So feiern die Juden heute dieses Fest 8 Tage lang. Jeden Tag zünden sie eine neue Kerze an bis es 8 sind. Während dieser Festzeit wird aber wie alle Tage gearbeitet. Die Kinder bekommen Geschenke, wie das bei uns an Weihnachten Braucht ist. Die Mädchen machen sogar Gebäck, und wie bei uns basteln die Kinder allerlei. Uns hat man dann an Weihnachten ein Bäumchen gebracht und ein Weihnachtssessen bereitet: Fondue bourguignonne mit Dessert. Nach dem Nachtessen führte uns unser Chauffeur nach Nazareth zur Heiligen Messe in die rö-

Aus der Welt der Gehörlosen

Wir erleben 3 Monate Kibbuz Dovrat in Israel

vom 14. Oktober 1980 bis 14. Januar 1981

Blick in das Kibbuzleben

Wir lernten hier ein einfaches, fast primitives Leben kennen. Unsere Wohnhäuser bestanden alle aus Holz und waren mit Ziegeln eingedeckt. Die Wohnverhältnisse waren eng, Luxus fehlte. Es hatte Zweier-, Dreier- und Viererzimmer, jeweils mit einem Brünneli, einer Dusche und WC. Das Duschewasser musste man mit Petrol aufheizen. Dazu kamen ein Tisch, 1 bis 2 Stühle und 1 bis 2 Kleiderschränke. Die Wände waren kahl oder dann beschmiert. Da musste man mit eigenen Ideen die Wände schmücken und mit wenig zufrieden sein. Wir hatten hier auch Holländer, Deutsche, Finnen, Irlander, Engländer, Amerikaner, Kanadier, Südafrikaner, Australier, Franzosen und Japaner angetroffen. Wir wurden Volontärs und Ulpans genannt. Die Volontärs waren fast alle Schweizer. Die Ulpans sind solche, die die hebräische Sprache erlernen wollen und im Kibbuz ein halbes Jahr zur Schule gehen. Ein Kibbuz hat 60 bis 180 Mitglieder. Sie sind fast alle während des 2. Weltkrieges aus Europa geflüchtet. Hier haben sie sich eine neue Existenz aufgebaut. Unser Kibbuz liegt im Norden von Israel, eine Stunde von Haifa und 2 Stunden von Tel Aviv entfernt. Man hat hier grosse Weizen-, Korn-, Sonnenblumen- und Grapefruitfelder. Eine kleine Fabrik stellt Sägen her. Zum Kibbuz gehören etwa 280 Milchkühe, die dreimal im Tag gemolken werden, 145 bis 160 Rinder, gegen 60 Kälber, 40 tragende Kühe, Hühner und etwa 40 000 Pouletshühner. An der Strasse, die nach Haifa geht, ist ein Restaurant.

Unsere Arbeit

Mit der Sonne standen wir am Morgen auf. Um 6 Uhr fingen wir mit der Arbeit an. Man wurde überall eingesetzt: auf dem Feld, im Haus, im Stall, im Restaurant und in der Fabrik. In den Ställen war man auch für die Nacht eingeteilt. Zusammen mit Hansueli war ich 7 Wochen in der Grapefruitplantage. Auch Kathrin war 4 Wochen bei uns. Da gab es schon am ersten Tag Überraschungen. Als

wir in den Baumhainenlangten, um die Grapefruits zu pflücken, wurden unsere Arme von den Dornen ganz zerkratzt. Um 8.30 Uhr war Morgenessen. Nach einer halben Stunde ging man wieder bis 12.30 Uhr an seine Arbeit. Die Nachmittage waren für alle frei. Da konnte man auf eigene Faust etwas unternehmen. Mitte November waren wir mit unserer Arbeit in der Plantage fertig. Wir wurden dann in der Küche, im Restaurant oder sonstwo eingesetzt.

Unsere Freizeit

Wer im Restaurant eingeteilt war, konnte nicht jeden Nachmittag freimachen. Hatten wir unsere Freizeit, konnten wir lesen, schreiben, schlafen, spazieren oder auf kleinere Ausflüge gehen. Da machten wir immer wieder neue Entdeckungen. Da durfte dann der Fotoapparat nicht fehlen. Das Araberdorf Nain in unserer Nachbarschaft haben wir oft besucht. Nach der biblischen Geschichte hat Christus dort einen Burschen auferweckt. Bis zum Mai 1980 hatte das Dorf Nain noch keinen elektrischen Strom. Petrollampen gaben Licht. Den Fernsehapparat brauchten sie nicht. Das Dorf hat etwa 1000 Einwohner und nur einen einzigen Laden. Wer besondere Sachen wollte, musste sie in der Nachbarstadt Afula einkaufen. Oft wurde man von den Kibbuzleuten zum Tee eingeladen. Dann gab es ein richtiges Plauderstündchen. Was einem angeboten wurde, musste man annehmen, sonst waren die Leute enttäuscht und manchmal sogar böse. Von ihnen haben wir sehr viel Neues und Interessantes erfahren. Besonders gerne sprachen sie über die Entstehung des ersten Kibbuz. Um einen Turm mit Kirche baute man die Wohnhäuser. Der Turm war ein Wachturm. Man sah über alle Felder hin. Da lebten die Leute eng zusammen. Sie waren alle aufeinander angewiesen. Man konnte nicht frei sein. Die Gefahren waren zu gross. Das ist heute nicht mehr so. Der neue Kibbuz wird ganz anders gebaut. Jede Familie hat ihr eigenes Heim.

(Schluss)

misch-katholische Kirche. Wir wollten zuerst zur Geburtsstätte von Jesus nach Bethlehem pilgern. Davon wurde uns aber abgeraten. Die Kirche dort sei viel zu klein. Der Weg war auch viel zu weit. Hier im fernen Israel haben wir Weihnachten fast gleich erlebt wie daheim. Dass man mit seinen Gedanken bei den Eltern war, ist selbstverständlich. Silvester wurde hier gleich gefeiert wie bei uns. Am Neujahrstag und am 2. Januar wurde aber gearbeitet.

Unsere Reisen durch das Heilige Land

wurden auf die Sabbate verlegt. Die erste Reise führte uns nach Nazareth. Hier waren sehr viele Touristen anzutreffen. Wir besuchten verschiedene Kirchen und bestaunten die Denkmäler. Alles erinnerte an die Bibel. Hier haben wir sogar einen Araber angetroffen der Schweizerdeutsch sprechen kann. Er hat eine Schweizerin zur Frau. Der zweite Ausflug führte uns ans Mittelmeer an die israelisch-libanesischen Grenze nach Rosh Hananika. Dort besuchten wir eine sehr eindrucksvolle Grotte. Die Kalkmauern waren schneeweiss. Die Grotte war vom Meerwasser und den Stürmen ausgehöhlt worden. Bis zur Gründung des Staates Israel war hier eine Verbindung zwischen Beirut und Naharja. Der unterirdische Gang ist heute zugemauert. Das israelische Eisenbahnnetz ist nicht so dicht wie das schweizerische. Dafür ist der Busverkehr auf den Strassen viel grösser. Von Rosh Hananika ging es dann nach Naharja in Richtung Akko. Vor Akko gab es noch einen Mittagshalt. Das Essen hatten wir mitgebracht. Nach dem Essen besuchten wir das Museum. Es erinnert an die Judenverfolgungen während des 2. Weltkrieges. Man konnte die schrecklichen Bilder kaum anschauen und die Texte dazu lesen. Die Fotos waren grauenhafter und noch schlimmer als der Film Holocaust. Dann kamen wir nach Akko und schauten die prächtige Hafenstadt an. Über den Carmelberg ging es dann nach Haifa. Wir konnten dann noch einen Arabermarkt besuchen. Unser drittes Ausflugsziel waren die Golanhöhen. Sie werden von UNO-Soldaten bewacht. Wir fuhren dem See

Genezareth entlang an vielen Araberdörfern und Olivenhainen vorbei. An der Grenze zwischen dem Libanon und dem Grenzdorf Metulla gibt es fast jeden Tag Schiessereien. Von Metulla aus ging es in den Jordanpark, wo auch der heilige Fluss entspringt. Es ist ein Naturpark. Dann fuhren wir durch die Golanberge an einigen Wachtstationen vorbei. Unser Chauffeur hatte zur Sicherheit eine Waffe mitgenommen, um sich vor einem eventuellen Überfall schützen zu können. Da und dort hielten wir an, um die schöne Aussicht, vor allem auf den See Genezareth geniessen zu können. Zum Schluss mussten wir dann noch einen Pass passieren, der schlimmer war als unsere Schweizer Pässe. Unser viertes Ausflugsziel war Jerusalem und Bethlehem, die Geburtsstätte von Jesus. Früh am Morgen mussten wir aufstehen. Über die Autobahn ging es Richtung Tel Aviv nach Jerusalem. Auf dem Ölberg haben wir auch Kamele und Esel angetroffen. Durch die Altstadt kamen wir zur Via Dolorosa, zur Klagemauer, zum Felsendom zur heiligen Grabeskirche und über den Markt. Am Nachmittag gab es einen ganz schnellen Absteher nach Bethlehem. Nach Jerusalem zurückgekehrt kauften wir uns noch Kleider, Teppiche und andere Sachen. Das war unser letzter Ausflug. Wir mussten ans Einpacken und an unsere Rückreise in die Schweiz denken. Mitte Dezember musste der Rückflug gebucht sein, um im Januar fliegen zu können. Die schöne Zeit ging allen zu schnell vorbei, und gerne wäre man noch länger geblieben. Aber alles hat einmal sein Ende!

Am 13. Januar

und heimwärts ging es, wo man uns voller Spannung und Sehnsucht erwartete. Um 7 Uhr morgens, nachdem wir die ganze Nacht gewartet hatten, hob sich unsere Maschine, eine der Swissair, vom Boden ab. Wir flogen über das Mittelmeer und die Österreicher Alpen in die sehr kalte, schneedeckte Schweiz, wo wir um 11.10 in Kloten landeten.

Ruth Pfäffli c/o Bischofsberger
Skistrasse 5, 7270 Davos Platz

(Zu weiteren Auskünften bin ich gerne bereit!)

Ausflug der Gruppe Zug nach Meersburg

gehalten. Wir blieben auf dem Schiff und erreichten unser Ziel, Meersburg, am frühen Nachmittag.

Meersburg ist ein wunderschönes, altes Städtchen. Es ist in die Unter- und Oberstadt geteilt. Die Riegelbauten gefielen uns gut. Viele der Häuser sind mehrere hundert Jahre alt. Sie sind in letzter Zeit restauriert worden. Hier lebte auch die grosse Dichterin Annette von Droste-Hülshoff während 51 Jahren. Viele ihrer Werke entstanden auf den Anhöhen dieses schönen Städtchens.

Nach 1½ Std. Aufenthalt setzte sich das Schiff wieder in Bewegung. Ohne Halt ging's der Stadt Romanshorn zu. Hier bestiegen wir wiederum die Bahn. Sie führte uns durch prächtige Kornfelder, tiefgrüne Matten und eine wunderschöne Gegend Richtung Winterthur-Kloten nach Zürich. Der Bahnhof Kloten war den meisten Teilnehmern noch unbekannt. Sie wären gerne ausgestiegen, doch der Fahrplan gestattete keine Unterbrüche. Der lange Tunnel unter der Stadt und der schöne, grosse Bahnhof begeisterten alle. In Zürich mussten wir noch etwas warten. Aber dann ging's schnell unserem Heimatstädtchen Zug zu.

Glücklich und voller neuer Eindrücke trennen wir uns.

Hedy Amrein

Wir betrauern



† Xaver
Bernet,
Luzern

gestorben am 3.7.1981

Ein froher, stets zufriedener und glücklicher Mensch, weilt nicht mehr unter uns. Gott, der Herr, er holte ihn nach einem langen Krankenlager zu sich zurück. Seine Leidenszeit war hart und lange. Er trug dieses schwere Kreuz tapfer. Seine Angehörigen schenkten ihm alles, was noch möglich war und Linde rung verschaffte. Bis zuletzt durfte er bei ihnen bleiben. Diese häusliche Pflege und die gewohnte Umgebung waren für ihn ein grosses Geschenk. Dieses beantwortete er mit einem dankbaren Lächeln. Dasselbe gilt auch für die erhaltenen Krankenbesuche. Das strahlende Gesicht eines todkranken Menschen bleibt sicher vielen unvergesslich. Herr Bernet wurde am 8.1.1912 an der Steinerstrasse in Luzern geboren. Seine Behinderungen wurden von den Eltern früh erkannt. Das Wundermittel, das Heilung bringen sollte, konnte leider nicht gefunden werden. Mit dieser Tatsache mussten sich die Eltern abfinden. Sie gaben dem Knaben alles, was zu dieser Zeit möglich war. Sie versuchten auch eine Einschulung in Hohenrain, die nach drei Jahren abgebrochen werden musste. Nun lag die ganze Erziehung dieses behinderten Knaben auf den Schultern der geprüften Eltern. Diese taten ihr Möglichstes, um das Kind möglichst gut auf das Leben vorzubereiten. Die fünf Geschwister machten mit und waren ihm Vorbild für vieles. Als junger Mann half er einem Sattlermeister in nächster Umgebung. Dieser Chef, Herr Kleeb, sah seine manuellen Fähigkeiten. Er entwickelte diese. Schon bald nahm er ihn mit auf die «Stör». So kam Xaver mit vielen Menschen in Kontakt. Obwohl er nicht sprechen konnte, verstanden ihn die Leute. Er sprach mit Händen, Gesicht und besonders mit seinen Augen. Diese Beschäftigung liebte er, und er fühlte sich dabei wohl. 1938 meldete er sich bei Herrn Amrein, Sattlerei, ebenfalls in Luzern. An diesem Posten verblieb er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1976. Hier leistete er stets einen guten Einsatz. Seine Zuverlässigkeit und Ordnungsliebe waren beispielhaft. Mit einem strahlenden Blick begrüsste er am Morgen die eintretenden Angestellten. Dieses Lachen munterte gar viele auf und erleichterte den Arbeitsbeginn. Mit dem Verkauf des Geschäfts beendete auch Herr Bernet seine Arbeit. 38 Jahre diente er. Diese Treue wurde mit einem Fest belohnt.

Neben der Arbeit schätzte der Verstorbene das Mitmachen im Gehörlosen- und Schwerhörigenverein. Er war immer da und genoss diese gemeinsamen Stunden. Sein Herz schwang mit, bei Spass und Trauer. Mit den Geschwistern, mit denen er sich eng verbunden fühlte, ging er in die Berge, auf Reisen, oder sie machten mit ihm Ferien. – Herr Xaver Bernet, er hat das Irdische verlassen. In Gedanken bleiben wir mit ihm verbunden. Herr, gib ihm die ewige Ruhe!

ha